

Die Macht der Algorithmen und die Würde des Menschen

Kommentar zur Enzyklika „Magnifica humanitas“ von Papst Leo XIV.

1. Christsein heißt politisch sein

Dass sich Kirche – und damit verbunden Christinnen und Christen – in gesellschaftliche, politische und wirtschaftliche Fragen einmischen – und dies als Ausdruck ihres Glaubens verstehen –, ist keineswegs selbstverständlich. Nicht selten wird der Kirche empfohlen, sich auf ihren vermeintlichen „Kernbereich“ zurückzuziehen. Gerade hier setzt Papst Leo XIV. im ersten Kapitel seiner Enzyklika *Magnifica Humanitas* an. Er versteht die Kirche weder als moralische Oberaufsicht noch als politische Gegenmacht, sondern als Gesprächspartnerin inmitten gesellschaftlicher Prozesse. Mit Bezug auf das Zweite Vatikanische Konzil formuliert er zugleich eine selbstkritische Warnung an die Kirche: Soziallehre verliere ihre Glaubwürdigkeit, wenn sie als äußerer Moralkodex oder als unzulässige Einmischung „von oben“ erscheine. Die Kirche müsse auf der einen Seite „die Autonomie der irdischen Wirklichkeiten“ anerkennen, auf der anderen Seite aber „gemeinsam mit der Menschheit unterwegs“ sein und auf diesem Weg dem „Gemeinwohl dienen“ (MH 18). Ihr Auftrag bestehe darin, dazu beizutragen, „das zu erkennen und zu fördern, was der Würde der Menschen, der Vitalität der Gemeinschaften und dem Wohl aller dient“ (MH 24).

Dabei greift Leo XIV. eine Perspektive auf, die auch Papst Franziskus in *Laudato si'*, stark gemacht hat: In ihrem öffentlich-politischen Auftrag solle es der Kirche nicht darauf ankommen, „Machtpositionen zu besetzen oder kulturelle Festungen zu bewachen“, sondern an gesellschaftlichen Transformationsprozessen mitzuwirken. Entscheidend sei das Anstoßen von „Prozesse[n] des Guten“ (MH 25), die in konkreten Lebenswelten wachsen und sich dialogisch im Zusammenleben von Menschen, Kulturen und Gemeinschaften entfalten können.

2. Epochenwandel als bleibende Herausforderung für die kirchliche Soziallehre

In dieser Hinsicht verfolgt Leo XIV. ein ambitioniertes Ziel: die klassische katholische Soziallehre auf eine neue geschichtliche Situation anzuwenden – auf das Zeitalter der Digitalisierung und der Künstlichen Intelligenz. Damit steht *Magnifica Humanitas* in der Tradition von *Rerum Novarum* (1891), mit der Leo XIII. auf die sozialen Verwerfungen der Industrialisierung reagierte. Die „neuen Dinge“ der Gegenwart sind jedoch nicht mehr Fabriken und Dampfmaschinen, sondern Daten, Plattformen, Algorithmen und digitale Machtstrukturen.

Das zweite Kapitel der Enzyklika kann als konzentrierte Einführung in die Grundlinien katholischer Soziallehre gelesen werden. Dabei wird deutlich, dass diese Soziallehre kein starres System zeitloser Antworten darstellt. Leo XIV. beschreibt sie vielmehr als einen geschichtlichen Lernprozess der Kirche. Die Soziallehre sei nicht „das Ergebnis eines am Schreibtisch ausgearbeiteten Entwurfs“, sondern das

Resultat eines langen Ringens um die Deutung gesellschaftlicher Umbrüche im Licht des Evangeliums (MH 45). Jede Epoche bringe neue Herausforderungen hervor, auf die die Kirche neu antworten müsse.

Der rote Faden dieser Tradition bleibt dabei erkennbar: die Würde der menschlichen Person, der Wert der Arbeit, die allgemeine Bestimmung der Güter, Solidarität und Subsidiarität, die Bewahrung der Schöpfung sowie Frieden und Geschwisterlichkeit (MH 45). Neu ist jedoch die Weise, wie diese Prinzipien auf die digitale Moderne bezogen werden. Daten, Algorithmen und digitale Infrastrukturen erscheinen nun selbst als soziale Machtfaktoren, deren Kontrolle und Verteilung über Teilhabe und Ausschluss entscheiden. Gerade deshalb versteht Leo XIV. die Soziallehre nicht als rückwärtsgewandte Moral, sondern als Instrument gesellschaftlicher Orientierung inmitten eines tiefgreifenden Epochenumbruchs.

3. Begrenzung der Macht-Logik

Die eigentliche Pointe der Enzyklika liegt weniger in seiner Technikethik als in seiner anthropologischen, sozio-strukturellen und demokratischen Machtkritik.¹

3.1 Einem Menschenbild, das auf Optimierung, technische Selbststeigerung und Herrschaft ausgerichtet ist, setzt die Enzyklika ein relationales Verständnis des Menschen entgegen. Der Mensch erscheint nicht primär als souveränes Subjekt, sondern als leibliches, verletzliches und endliches Wesen, das auf Beziehungen und Anerkennung angewiesen ist. Menschliche Würde zeigt sich nicht trotz, sondern in der Begrenztheit und Verwundbarkeit des Menschen (MH 118 f.; MH 122).

Deshalb kritisiert die Enzyklika nicht nur einzelne Anwendungen Künstlicher Intelligenz, sondern grundsätzlich die Vorstellung, der Mensch müsse seine Endlichkeit technisch überwinden oder sich permanent optimieren. Gegenüber transhumanistischen Entwürfen betont sie, dass Maschinen keine Erfahrungen machen, keinen Leib besitzen und nicht in Beziehungen reifen. Sie kennen weder Verantwortung noch Fürsorge. Menschlichkeit entstehe demgegenüber aus Beziehung, Verletzlichkeit und wechselseitiger Anerkennung.

Kritisch anzumerken bleibt allerdings, dass die Enzyklika nicht zwischen trans- und posthumanistischen Ansätzen differenziert. Posthumanistische Ansätze könnten durchaus auch als Versuch gelesen werden, menschliche Verletzlichkeit, Abhängigkeit und Relationalität neu zu deuten. Die pauschale Gegenüberstellung von „Mensch“ und „Maschine“ greift daher mitunter zu kurz. Möglicherweise hängt dies damit zusammen, dass die Enzyklika trotz ihrer relationalen Perspektive letztlich an einem anthropozentrischen Grundmuster festhält. Zwar verweist sie mit Papst Franziskus auf einen „sitierten Anthropozentrismus“ (MH 237), der den Menschen als Geschöpf innerhalb eines Netzes von Beziehungen zur gesamten Schöpfung versteht. Doch gerade aus relationaler Perspektive ließe sich fragen, ob nicht auch dieser Anthropozentrismus noch stärker relativiert werden müsste. Wenn Relationalität ernst genommen wird, dann erscheint der Mensch nicht als Mittelpunkt, sondern als Teil eines umfassenden Beziehungsgefüges mit anderen Menschen, Lebewesen, technischen Umwelten und ökologischen Zusammenhängen.

3.2 Die Enzyklika entfaltet auch eine sozial-strukturelle Machtkritik. Besonders eindringlich beschreibt sie die Konzentration digitaler Macht in den Händen weniger Konzerne und Plattformen. Wer über Daten, Algorithmen und digitale Infrastrukturen verfügt, kontrolliert zunehmend auch die Bedingungen gesellschaftlicher Teilhabe (MH 5, MH 71 f., MH 79 f., MH 95). Macht erscheint dabei oft unsichtbar, weil Algorithmen Neutralität vortäuschen, obwohl sie Interessen, Vorentscheidungen und Wertungen in sich

¹ Auch mit diesem Akzent greift sie ein Motiv auf, das bereits *Laudato si'* geprägt hat.

tragen. Genau darin liegt eine neue Form von Herrschaft: Sie operiert nicht mehr primär durch offene Gewalt, sondern durch die Strukturierung von Aufmerksamkeit, Kommunikation und Wahrnehmung. Explizit wird hier auf dem befreiungstheologisch inspirierten und von Papst Johannes Paul II. in die Soziallehre eingeführten Begriff der „Strukturen der Sünde“ (MH 79) verwiesen.

3.3 Vor diesem Hintergrund werden die klassischen Prinzipien der katholischen Soziallehre – Menschenwürde, Gemeinwohl, Solidarität, Subsidiarität und soziale Gerechtigkeit – zu Maßstäben für die Bewertung digitaler Machtstrukturen. Entscheidend ist, ob digitale Infrastrukturen Teilhabe fördern, Verantwortung ermöglichen und dem Wohl aller dienen oder bestehende Machtasymmetrien weiter verschärfen (MH 96).

3.4 Zur Machtkritik der Enzyklika zählt, dass konsequent die Perspektive der Opfer eingenommen wird (MH 117). Sie fragt nicht zuerst nach technischem Fortschritt, sondern danach, wer die Kosten dieses Fortschritts trägt. Wer wird ausgeschlossen? Wer verliert Kontrolle über seine Arbeit, seine Daten oder seine Öffentlichkeit? Wer bleibt bloßes Trainingsmaterial für algorithmische Systeme? Die Enzyklika spricht ausdrücklich von der „unsichtbaren, oft von Ausbeutung begleiteten Arbeit“ (MH 109) hinter digitalen Modellen. Damit verbindet sie die neue digitale Frage mit der klassischen Sozialfrage.

Hier liegt ein wichtiger Bezugspunkt des Textes. Frühere Gesellschaften hielten Sklaverei, Kinderarbeit oder koloniale Ausbeutung lange für selbstverständlich und ökonomisch notwendig. Erst moralische Lernprozesse machten sichtbar, was zuvor unsichtbar blieb (MH 123). Ähnlich fordert die Enzyklika heute dazu auf, die neuen Formen digitaler Abhängigkeit und Ausbeutung überhaupt erst wahrzunehmen. Sie hofft auf einen moralischen Fortschritt, der die Macht-Logik begrenzt.

3.5 Besonders inspirierend ist der Versuch der Enzyklika, das klassische Gemeingut-Denken auf die digitale Welt zu übertragen. Nicht nur natürliche Ressourcen oder soziale Infrastrukturen, sondern auch Wahrheit, Kommunikation und Daten erscheinen als Gemeingüter, von denen demokratische Gesellschaften leben. Damit greift die Enzyklika ausdrücklich Gedanken Hannah Arendts auf (MH 135): Demokratie beruht nicht allein auf Verfahren, sondern auf einer gemeinsamen Wirklichkeit, auf die sich Menschen beziehen können. Wo Wahrheit durch Reichweite, Nützlichkeit oder algorithmische Verstärkung ersetzt wird, erodieren die Voraussetzungen demokratischer Öffentlichkeit. Die Gleichgültigkeit gegenüber Wahrheit führe – so die Enzyklika mit Arendt – schleichend in autoritäre Verhältnisse.

Gerade darin liegt die eigentliche Machtkritik des Textes. Digitale Plattformen kontrollieren nicht nur Informationsflüsse, sondern strukturieren Aufmerksamkeit, Wahrnehmung und gesellschaftliche Wirklichkeit. Wer über Daten, Algorithmen und Kommunikationsräume verfügt, gewinnt Macht über demokratische Öffentlichkeit selbst. Vor diesem Hintergrund entwickelt die Enzyklika eine Art digitale Gemeingüterethik: Daten, Wissen und kommunikative Räume dürfen nicht ausschließlich privaten Profitinteressen oder monopolartigen Machtstrukturen überlassen werden, sondern müssen dem Gemeinwohl verpflichtet bleiben. Das Gemeingut-Denken wird damit zu einem normativen Gegenmodell gegenüber der Privatisierung digitaler Wirklichkeit.

4. Innerkirchliche Machtkritik

Magnifica Humanitas ist weit mehr als ein kirchliches Dokument zur Künstlichen Intelligenz. Die Enzyklika versteht die digitale Transformation letztlich als anthropologische, sozialstrukturelle und demokratische Machtfrage. Sie erinnert daran, dass technischer Fortschritt allein noch keine humane Gesellschaft hervorbringt. Freiheit, Demokratie und Menschenwürde bleiben darauf angewiesen, dass Menschen einander nicht als Ressourcen, Datenpunkte oder Objekte der Optimierung behandeln, sondern als personale Gegenüber anerkennen.

Wichtig ist dabei, dass die Machtkritik der Enzyklika nicht nur nach außen gerichtet bleibt. Leo XIV. verbindet seine Analyse digitaler Macht ausdrücklich mit einer selbstkritischen Reflexion kirchlicher Machtstrukturen. Die Kirche könne nur dann glaubwürdig von Wahrheit, Würde und Gerechtigkeit sprechen, wenn sie sich auch den eigenen Formen von Machtmissbrauch stellt. Eindringlich verweist die Enzyklika auf die „schmerzhaften Wahrheiten“, die über Mitglieder der Kirche und kirchliche Institutionen ans Licht gekommen seien, und würdigt ausdrücklich die Rolle von Journalistinnen und Journalisten, die geholfen haben, „Ungerechtigkeit und Missbrauch ans Licht zu bringen“ (MH 138).

Gerade dadurch gewinnt die Enzyklika an Glaubwürdigkeit. Die Frage nach Wahrheit als Gemeingut richtet sich nicht nur an digitale Plattformen oder politische Akteure, sondern auch an die Kirche selbst. Wahrheit darf weder durch institutionelle Interessen noch durch Machtlogiken verdrängt werden. Die öffentliche Verantwortung der Kirche beginnt deshalb mit der Bereitschaft zur Transparenz, zur Anerkennung von Schuld und zur Perspektive der Betroffenen. Nur so kann ihre Kritik an den Machtstrukturen der digitalen Moderne mehr sein als moralische Belehrung von außen.